

Stirb nicht!

Bei dem Versuch, die abgeschottete EU zu erreichen, stranden 113 Menschen aus Niger in der Sahara, ohne Fahrzeuge, ohne Wasser. Sie kämpfen um ihr Leben. Und um das Bild, das sie von Europa haben.

Von Hauke Goos, DER SPIEGEL, 13.10.2014

Dort, wo die Wüste am heißesten ist, verliert ein Erwachsener im Schatten bis zu einen Liter Wasser pro Stunde; deutlich mehr, wenn er sich bewegt. Beträgt der Flüssigkeitsverlust ein halbes Prozent des Körpergewichts, dann verspürt der Betroffene Durst. Ab zwei Prozent vermindert sich die geistige und körperliche Leistungsfähigkeit, ab fünf Prozent stellen sich Schwindel, Erbrechen und Muskelkrämpfe ein, die Haut verfärbt sich violett. Ab zehn Prozent Gewichtsverlust ist der Mensch desorientiert.

In diesem Stadium sind Menschen bereit, alles zu trinken: Blut, Urin, das Kühlwasser ihres Autos, die Säure aus der Batterie. Es ist leicht, in der Sahara binnen eines Tages zu verdursten.

Die Menschen, die sich am 15. Oktober 2013 auf den Weg nach Europa machen, dahin, wo sie Essen, Reichtum und Glück erwarten, kennen die Gefahren der Wüste. Aber sie gehen hinein.

Als Samani, ein junger Mann aus Niger, 25 Jahre alt, gemeinsam mit 112 anderen Männern, Frauen und Kindern aufbricht, ist er 2500 Kilometer von seinem Ziel entfernt, der Küste des Mittelmeers. Die Flüchtlinge werden nur bis zur algerischen Grenze kommen, die Wüste wird die meisten von ihnen verschlucken. Samani wird überleben, er wird erzählen können von dieser Reise, die in einem besseren Leben enden sollte, einem Leben in Europa.

Samani reist allein. Seit einem Jahr ist er verheiratet, ein Freund seines Vaters hat die Braut für ihn ausgesucht. Anfangs war ihm seine Frau fremd, sagt er, aber nach

ein paar Monaten Ehe begann Samani diese Frau zu lieben, auf eine scheue, abwartende Weise.

Leider erwiderte sie seine Liebe nicht, und so hofft er nun auf Europa: darauf, dass der Erfolg in der Fremde sein Ansehen im Dorf hebt, darauf, dass eine Rückkehr, in einem Auto womöglich, in seiner Frau die Liebe entfacht.

Der Weg nach Europa führt durch die Sahara, die größte Wüste der Erde. Die Araber nennen die Sahara "sehr große Wüste" oder auch *bahr bila ma*, "Meer ohne Wasser". Sie erstreckt sich über neun Millionen Quadratkilometer, das ist 26-mal die Fläche Deutschlands, vom Atlantik bis zum Roten Meer.

Vier Tage später, vielleicht auch fünf, genau lässt sich das nicht mehr feststellen, werden 92 jener Menschen tot sein. Ihr Tod ist der Schlusspunkt eines Dramas, das Wochen vorher begonnen hat: mit Abschiedsküssen und Umarmungen, mit guten Wünschen und mit Erwartungen, die nicht zu erfüllen sind.

Was sie durchmachten, erzählen diejenigen, die überlebt haben. Wir haben sie besucht, in ihren Dörfern im Süden Nigers, nahe der Grenze zu Nigeria. In langen Gesprächen haben sie beschrieben, in ihrer Muttersprache Hausa, wie ihre Reise Richtung Europa verlief. Ein alter Mann, der seine Frau, seine Schwiegertochter und zwei seiner Enkel verloren hat, lächelte mitunter, während er erzählte; der Dolmetscher erklärte später, es sei in seinem Stamm Sitte, sich Trauer nicht anmerken zu lassen.

An den Unglücksort sind wir nicht gefahren, die nigrische Regierung warnt Europäer davor, an die algerische Grenze zu reisen. Allerdings gibt es Filmaufnahmen vom Ort der Katastrophe, ein nigrischer Journalist hat sie gemacht, kurz nachdem die Leichen entdeckt worden waren.

Es ist ein afrikanisches Drama, aber seine Ursache ist nicht in Afrika allein zu suchen, in seiner Armut und seinem Elend. Wer solche Dramen verstehen will, sollte genauso nach Europa schauen, auf diesen behaglichen Kontinent, der sich mit sich selbst ganz wohlfühlt, der sich abschottet gegen Menschen, die von draußen kommen, gegen alles, was Probleme macht.

Flüchtlinge aus Afrika machen Probleme. Um sie fernzuhalten, hat die EU die Grenzen der "Festung Europa", lautlos fast, nach Süden verschoben, bis hinein ins In-

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

neren Afrikas. Es gibt genügend politische Argumente für solche Manöver; um den Terrorismus, das organisierte Verbrechen, den Waffenschmuggel zu bekämpfen, müssten die Länder Nordafrikas ihre Grenzkontrollen hochrüsten, das ist das schlagkräftigste solcher Argumente. Ein Bollwerk ist so entstanden, unüberwindbar für Menschen wie Samani, die bereit sind, alles zurückzulassen, um einem besseren Leben in Europa entgegenzulaufen. Wer dagegen anrennt, riskiert, dabei zu sterben. Aber es ist ein unsichtbares Sterben. Kein spektakuläres Sterben wie das Sterben auf überfüllten Booten, die kurz vor Europas Festland kentern.

Entwicklungshilfe, das bedeutet aus europäischer Perspektive auch, Menschen und Geld nach Afrika zu transferieren, um unerwünschten Zuzug auszutrocknen. In Niger werden Polizei und Justizverwaltung von europäischen Fachleuten geschult, damit die Bevölkerung dableibt. Länder wie Algerien oder Marokko bekommen EU-Gelder, damit sie stärker als bisher gegen Flüchtlinge vorgehen.

Menschen, die es dennoch riskieren, versuchen deshalb, die Kontrollpunkte zu umgehen. Sie verlassen die Haupttrouten kurz vor der Grenze und fahren auf unmarkierten Wegen Richtung Norden, hinein in die Sahara.

Samani und seine Mitfahrer starten in Arlit, einer Stadt im Norden Nigers, sie lebt von französischen Ingenieuren, die hier eine Uranmine betreiben. Die Gruppe hat auf der Straße mit Schleppern um den Preis gefeilscht und irgendwann ihre Habe auf zwei Lastwagen verteilt: Wasserkanister, Kleidung, etwas zu essen. Dann, gegen vier Uhr früh, kurz vor dem Morgengebet, haben sie in der Dunkelheit ihre Plätze eingenommen: die Männer am Rand, die Beine nach außen baumelnd, sie halten sich an Seilen fest, die die Fahrer gespannt haben; in der Mitte Alte, Frauen und Kinder. Außen ist es zugig und staubig, in der Mitte ist es stickig und heiß. Auf dem kleineren Wagen, einem Nissan-Pick-up, ist so wenig Platz, dass die Männer stehen müssen.

24 Menschen fahren auf dem kleinen Wagen, 89 auf dem großen. Frauen sind darunter, Kinder, Kleinkinder, Babys; allein reisende Männer, Ehepaare, ganze Sippen. Das erste Ziel des kleinen Konvois soll Tamanrasset sein, eine Wüstenstadt im Süden Algeriens. Einige planen, in Tamanrasset zu bleiben, jedenfalls erst einmal; andere wollen weiter nach Norden. Sie hoffen auf Arbeit, um sich das Fahrgeld für die nächste Etappe zu verdienen.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Samani hockt auf der Ladefläche des großen Lkw, auf der linken Seite, gleich hinter dem Fahrerhaus. In seinem Rücken steht ein 18-Liter-Kanister mit Wasser, seine Hand umklammert eine Tüte, in die er drei Hemden und drei Hosen gestopft hat. 30 000 CFA-Francs hat er für den Platz bezahlt, umgerechnet knapp 46 Euro, einen Teil des Fahrpreises haben ihm die Schlepper erlassen, weil er mehr Geld nicht besaß. Samani hat sich eine Unterhose gekauft, auf die vorn eine Tasche genäht ist, mit Reißverschluss. In diesem Versteck verwahrt er sein Reisegeld.

Kleidung, das hat sich Samani von Bekannten versichern lassen, kostet in Europa nichts. Europäer verteilen bereitwillig Pullover gegen die Kälte, auch Jacken, das weiß Samani von einem Freund, der es nach Spanien geschafft hat. Europäer, sagt Samani, erneuern jedes Jahr ihren Haushalt. Was sie nicht mehr benötigen, das stellen sie an den Straßenrand.

In Europa, sagt Samani, fahren sogar die Taxichauffeure Mercedes. "Man hört vieles. Viele gute Sachen, auch Sachen, die nicht so gut sind." Dass es auch nicht so Gutes gibt, macht die guten Dinge aus Samanis Sicht glaubwürdig.

Zwei Tage dauert die Fahrt von Arlit nach Tamanrasset. Samani hat Zuckerrohr, Couscous und zwei Packungen Trockenmilch dabei. An den Griff seines Kanisters hat er einen Fetzen Stoff geknotet, zum Zeichen, dass dieses Wasser ihm gehört. Gegen die Sonne schützt er sich, indem er sein Hemd aufknöpft und über den Kopf zieht.

Europäer nähern sich der Sahara meist von oben, per Flugzeug. Man fliegt dann stundenlang über Schattierungen von Orange, kein Haus ist zu entdecken, kein Schatten. Ein endloses Reich aus Sand.

Samani und die anderen, die von Süden her in die Sahara aufbrechen, haben daneben mit einer Hitze zu tun, die den Menschen den Atem nimmt; 50, 55 Grad im Schatten, mitunter 60 Grad.

Was hat jemand hinter sich, der auf eine solche Reise geht? Was sieht er vor sich? Worauf hofft er? Warum machen sich jedes Jahr Zehntausende auf den Weg durch die Sahara, aus Niger, Nigeria, Benin, Togo, Ghana, von der Elfenbeinküste?

Die Lebenserwartung in Niger liegt bei ungefähr 55 Jahren. Die Säuglingssterblichkeit ist hoch, ebenso die Müttersterblichkeit. In den Dörfern gibt es selten elektri-

schen Strom, nur wenige besitzen einen Generator. Das Wasser wird aus Brunnen geschöpft. Etwa 30 Prozent der jungen Leute verlassen ihr Dorf. Wer es nicht nach Europa schafft, wer ohne Besitz zurückkehrt, gilt als Versager.

Europa, von Afrika aus gesehen, ist vor allem dies: ein Traumland, angenehm klimatisiert, verführerisch ausgeleuchtet, *all you can eat*. Mit einer einfachen politischen Regel: Wer es nach Europa schafft, der darf in dem Land Asyl beantragen, in dem er ankommt.

Meist gehen die Männer. Wenn aber die Not groß genug ist, machen sich auch die Frauen auf den Weg. Solange die Heimat die Hölle ist, erscheint jede Fremde als Paradies. Wie viel Mut ist nötig, sich *nicht* auf den Weg nach Europa zu machen?

Am Nachmittag des ersten Tages erreicht Samani und die anderen auf dem großen Lastwagen eine Nachricht vom Nissan: Es hat eine Tote gegeben, ein Mädchen, drei, höchstens vier Jahre alt. Die Kleine hatte sich immer wieder erbrochen. Es war die erste Autofahrt ihres Lebens, anfangs hatten die Erwachsenen geglaubt, die Übelkeit des Mädchens komme vom Geschaukel.

Die Frauen kleiden die kleine Leiche aus, wickeln sie in Tücher und schieben das Paket in eine Ecke der Ladefläche. Dort bleibt sie erst einmal liegen. Einige stellen ihr Gepäck auf dem toten Mädchen ab. Zwei Stunden lang fahren sie so weiter, dann hat einer der Laster eine Reifenpanne. Der Reifen muss geflickt werden, das kostet Zeit.

Samani, Flüchtling aus Sehnsucht nach Liebe, macht bei diesem Stopp die Bekanntschaft eines jungen Mannes aus einem Nachbardorf, Ali Sani, ebenfalls verheiratet, Vater von fünf kleinen Kindern. Ali Sani hat einen Malariaanfall, das Fieber lässt ihn frieren.

Er fährt auf dem kleineren Laster, dem Pick-up. Schon vor der Panne hätten sie gehört, sagt er, dass ein Metallteil am Reifen scheuert. Offenbar war die Achse gebrochen, jemand hat sie geflickt, aber ohne Sachverstand. Es ist eine gefährliche Verzögerung; jede Panne bedroht das Leben der Fliehenden, die Wasservorräte sind knapp kalkuliert. Was passiert, fragen sich die Menschen auf den Lastwagen, wenn noch mal ein Reifen platzt?

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Die Fahrer nutzen die Pause, um das Mädchen zu begraben. Weil der Boden steinhart ist, weichen sie ihn mit Wasser aus den Trinkkanistern auf.

Am Abend erreicht der Konvoi einen Brunnen. Sie essen und beten, füllen die Kanister auf, dann schlagen sie ihr Nachtlager auf, so endet der erste Tag.

Als sie am nächsten Morgen aufbrechen wollen, sind bei beiden Lastwagen die Reifen platt. Ali Sani hilft, fiebernd, die Reifen zu wechseln, er hat Angst, dass zu viel Zeit verloren geht.

Am Nachmittag des zweiten Tages, gegen 16 Uhr, überqueren sie die Grenze nach Algerien. Seit Stunden sind sie durch unmarkiertes Gelände gefahren, die Fahrer haben die übliche Route verlassen. Die wenigsten Passagiere haben Papiere dabei, kaum einer von ihnen besitzt ein Visum; weil zudem nur der große Lkw algerische Nummernschilder trägt, wollen die Fahrer versuchen, östlich der Transitstrecke nach Algerien hineinzukommen.

Bald entdecken sie auf einem Hügel algerische Grenzposten. Die Fahrer beschließen, umzukehren und zurück nach Niger zu fahren, sie wollen die Fahrzeuge hinter Steinhügeln verstecken und abwarten; so endet der zweite Tag.

Am nächsten Morgen unternehmen sie einen erneuten Versuch. Wieder müssen sie umkehren. Diesmal verstecken sie die Laster nicht, sondern fahren weiter. Niemand auf den Lastwagen weiß, ob die Fahrer einen anderen Übergang suchen oder ob sie an diesem Morgen beschlossen haben, nach Arlit zurückzukehren.

An diesem dritten Tag wird das Wasser knapp. Wasser, das ist eine der unausgesprochenen Regeln auf den Lkw, wird nicht geteilt. Manche geben den Kindern etwas ab, manche nicht. Jeder ist für sich selbst verantwortlich.

Ali Sani hat zwei Vierliterkanister mitgenommen. Während der Fahrt schweigt er.

Was geht ihm durch den Kopf?

"Man denkt an zu Hause", sagt Ali Sani. "An das, was man zurückgelassen hat. Aber auch an Europa, ans Paradies. An die Lösung aller Probleme. Man denkt: Überlebe ich das?"

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Gegen 16 Uhr an diesem dritten Tag stirbt auf dem großen Lkw eine Frau; sie war mit ihrer Schwester und mit ihrem dreijährigen Sohn unterwegs. Die Männer heben die Tote, in ihre Kleider gehüllt, auf das Fahrerhaus des Nissan, dort oben binden sie die Leiche fest, mit Gurten, mit denen sonst Kanister befestigt werden.

Und dann, als die Dämmerung hereinbricht, platzen beide Hinterreifen des Nissan. Es ist eine doppelte Explosion, der Pick-up gerät ins Schlingern, beinahe kommt er von der Straße ab. Jeder auf den beiden Lastwagen weiß sofort, was das bedeutet: Die Reise ist an diesem Nachmittag gescheitert.

Die Fahrer legen den Wagen auf Steine, montieren die Vorderräder ab und tragen sie zum großen Lkw. Die Männer, entscheiden sie, sollen mit dem großen Lastwagen zurück zum Brunnen fahren, um Wasser zu holen, Frauen und Kinder sollen beim Wrack warten. Wasser und Lebensmittel können die Männer nicht dalassen; es ist nichts mehr übrig.

Von nun an geht es nicht mehr darum, einen Weg über die Grenze zu finden. Ab jetzt kämpfen die Menschen um ihr Leben.

Zurück am Wrack bleibt auch ein altes Ehepaar, Issoufou Abdou und seine Frau Rahina, sie reisen mit ihrem Sohn, dessen Frau und deren drei Kindern, sechs, fünf und kaum ein halbes Jahr alt. Issoufou Abdou will nach Tamanrasset, wo er auf Linderung seiner Augenbeschwerden hofft.

Issoufou Abdou, um 1940 arm geboren, ist arm geblieben, er ist arm selbst nach nigrischen Maßstäben. Er besitzt ein paar Kürbisschalen als Trinkgefäße, an einem Haken in seiner Hütte hängen seine drei Kleider. Er hat seine einzige Kuh verkauft, um die Reise nach Norden bezahlen zu können. 98 000 CFA-Francs hat er für das Tier bekommen, 150 Euro. Es ist die erste Reise seines Lebens.

Issoufou Abdou, seine Frau und die drei Enkel sind bis hierhin auf dem großen Lkw gefahren, sein Sohn Mouddha und dessen Ehefrau Rachida haben auf dem Nissan-Pick-up einen Platz gefunden. Rachida ist eine der wenigen in dieser Gruppe, die lesen und rechnen können. Außerdem spricht sie ein wenig Französisch. In Arlit hat sie mit dem Schlepper über den Preis verhandelt. Umgerechnet 150 Euro hat sie

schließlich bezahlt, viel zu wenig normalerweise für vier Erwachsene und drei kleine Kinder. Aber die junge Frau hat es geschafft.

Rachida gehört zu den Ersten, die am Nissan-Wrack, ohne Wasser und Nahrung, das Bewusstsein verlieren. Ihre drei Kinder merken nichts davon, sie sind bei den Großeltern. Die Erwachsenen geben den Kleinen leere Wasserkanister, sie sollen darauf trommeln, Geräusche machen, die Stille vertreiben. Eine Zeit lang hört man das Trommeln und das Schreien des Babys, dann ist wieder Ruhe.

Ali Sani, fiebernd, erschöpft, spürt, wie sein Hals trocken wird. Als er den Rest seines Wassers trinkt, bekommt er Magenkrämpfe. Während der Nacht wartet er darauf, dass der Lkw mit den Männern zurückkommt, er denkt, so erzählt er später, an seine Frau, an seine eigenen Kinder. Irgendwann in dieser Nacht kommt der Moment, an dem er die Hoffnung auf Rettung aufgibt.

Auch Rahina, die Frau des Alten, kauert auf dem Boden. Am Vortag, am Brunnen, hat sie getrunken, bald danach über Bauchschmerzen und Durchfall geklagt. Issoufou Abdou, ihr Mann, hockt neben ihr, er ist selbst so schwach, dass er zittert. Er sieht, wie seine Frau im Sand stirbt. "Allahu akbar", sagt Issoufou Abdou. Gott hat es so gewollt.

Kurze Zeit später stirbt auch Rachida, seine Schwiegertochter, die Mutter seiner drei Enkel, die Frau, auf die er so stolz war, weil sie den Fahrpreis runtergehandelt hatte.

Als der große Lkw am nächsten Tag gegen Mittag auftaucht, mit Wasser aus dem Brunnen, sind 13 Frauen tot. Die Männer bedecken die Leichen mit Sand, für ein Begräbnis reicht ihre Kraft nicht.

An diesem 18. Oktober 2013, vielleicht ist es auch der 19. Oktober, versammeln sich in der südlichen Sahara etwa hundert Menschen um das Wrack des weißen Nissan-Pick-ups. Es ist später Vormittag, seit Stunden steht die Sonne hoch über dem Sand. Kein Baum ist bis zum Horizont zu entdecken, die nächste Straße ist viele Kilometer entfernt. Die Menschen warten auf eine Entscheidung.

Einer der Fahrer macht einen Vorschlag. Sie werden Geld sammeln, sagt er, jeder darf bestimmen, was von seinem Geld gekauft werden soll; sie werden mit dem

großen Lkw in die nächste Stadt fahren, sie werden Lebensmittel holen, Wasser, Hilfe. Es ist mehr als ein Vorschlag, eher die Verkündung einer Entscheidung, die längst getroffen ist.

Die Fahrer sind Tuareg, Angehörige eines Nomadenvolks, herablassend gegenüber den Flüchtlingen, die in ihren Augen armselige Bauern sind. Als einer der Männer aus der Gruppe bittet, die Menschen zum Brunnen zu bringen, dorthin, wo wenigstens Wasser ist, tritt einer der Fahrer vor und schlägt ihm ins Gesicht.

Niemand weiß, warum die Fahrer sich weigern, den kleinen Umweg zum Brunnen zu machen. Warum sie niemanden auf der Ladefläche des Lkw mitnehmen. Vielleicht wollen sie keine Zeit verlieren. Vielleicht fürchten sie sich davor, aus der Gruppe der Wartenden jene auswählen zu müssen, die mitfahren dürfen.

Niemand wehrt sich, niemand fasst Mut für einen Aufstand. Keiner der Flüchtenden, sagt Ali Sani später, hatte einen Führerschein. Niemand traute sich zu, die Gruppe in die nächstgelegene Stadt zu führen. Alle fürchten, von den Fahrern in der Wüste zurückgelassen zu werden.

Die Tuareg fahren auf dem großen Laster davon, sie nehmen vier Menschen mit, die mehr Geld bezahlt haben als die anderen und die deshalb im Fahrerhaus reisen durften.

Zurück bleiben etwa hundert Menschen, die jetzt die richtige Entscheidung treffen müssen. Ein paar von ihnen beraten sich, sie sagen: Selbst wenn die Tuareg tatsächlich vorhaben, zurückzukehren - ohne Wasser haben wir keine Überlebenschance.

Und so machen sie sich, Männer, Frauen, Kinder, auf den Weg zu dem Brunnen, an dem sie zuvor getrunken haben. Die Männer sollen den Alten und Schwachen helfen, darauf einigen sie sich, aber bald schon ändern sie den Plan: Die Starken sollen vorangehen, die anderen wollen den Spuren im Sand folgen.

Solange der Weg eben ist, bleiben die beiden Gruppen zusammen. Dann kommen die ersten Sanddünen, steil und kräftezehrend, und treiben die Menschen auseinander, jeder sucht seinen eigenen Weg, um die Aufstiege zu vermeiden. Schon bald verlieren sie sich aus den Augen.

Als Erstes kann ein junges Mädchen nicht mehr. Es setzt sich in den Sand und stirbt.

Viele Frauen, viele Kinder, erzählt Ali Sani später, fallen einfach um. Am Anfang schreien die Frauen noch, die Kinder weinen, aber irgendwann ist Stille. Zu Beginn wird der fiebernde Ali Sani von einer Frau gestützt. Er kennt sie nicht, schweigend gehen sie zusammen. Als die Frau keine Kraft mehr hat, hockt sie sich in den Sand, ein Tuch auf dem Kopf, gegen die Sonne, sie bleibt einfach sitzen. Ali Sani setzt sich neben sie, redet auf sie ein. Irgendwann geht er allein weiter.

Er sieht die anderen vor ihm nicht mehr, er sieht nur noch Dünen. Wenn er läuft, ist die Hitze weniger schlimm, als wenn er stehen bleibt. Im Vorübergehen sieht er Menschen im Sand liegen. Sie liegen einfach da und warten. Auf die Nacht, auf Rettung oder darauf, dass es vorbei ist.

Verliert der menschliche Körper deutlich mehr als zehn Prozent seines Gewichts durch Austrocknung, dann gibt es keine Rettung mehr. Die Zunge schwillt an, der Mensch kann nicht mehr schlucken. Die Haut wird rissig und zieht sich zusammen, die Augen sinken in die Höhlen zurück, das Urinieren bereitet Schmerzen. Das Delirium setzt ein.

Der Körper entnimmt das Wasser, das er braucht, dem Blutkreislauf. Das Blut wird dickflüssig, es kann die Hitze, die im Körper entsteht, nicht mehr an die Oberfläche transportieren. Unter Zuckungen steigt die Körpertemperatur rapide an, das Ende kommt als Erlösung.

Wann bin ich dran?, fragt sich Samani. Er stellt sich vor, dass es einen bestimmten Punkt gibt, an dem ein Menschen stirbt. Wann bin ich an diesem Punkt?

Wer zufällig in der Nähe ist, wenn ein anderer stirbt, versucht ihm Hoffnung zu machen. Halt durch. Stirb nicht. Nicht jetzt.

Was ist das Schlimmste? "Es gibt nichts, was nicht am schlimmsten gewesen wäre", sagt Samani, sagt Issoufou Abdou, sagt Ali Sani. Das Sitzen auf der Ladefläche. Die Hitze. Das Schwanken und Hüpfen der Autos. Der Durst, der so groß wird, dass man seinen Hals nicht mehr spürt. Der Schluckreflex, die Schmerzen beim Schlucken. Ständig gibt es das Schlimmste, und dann etwas, was noch schlimmer ist.

Samani läuft zusammen mit den anderen Männern los, an seiner Seite ist Mouddha, der Sohn von Issoufou Abdou. Mouddha hält seinen Sohn an der Hand, Dalhibou. Seine beiden Töchter hat er bei einer fremden Frau zurückgelassen, in der zweiten Gruppe.

Bald beginnt der Junge zu jammern. Er hat keine Kraft mehr, seine Schuhe sind kaputt, also tragen Mouddha und Samani den Kleinen abwechselnd auf ihren Schultern.

Es kommt der Augenblick auf diesem Marsch, in dem auch Mouddha die Kraft verlässt. Er schlägt vor, den Jungen zurückzulassen. Seinen Jungen. Wir können ihn nicht hierlassen, antwortet Samani. Sie binden dem Kind Tücher um die Füße, als Schutz gegen den heißen Sand, dann schleppen sie sich weiter, zu dritt. Und Samani trägt den Jungen, irgendwie schafft er es, irgendwoher nimmt er die Kraft, die Mouddha fehlt.

Issoufou Abdou, der Alte, geht weiter hinten, bei den Frauen und Kindern. Er hat danebengesessen, als sie seine Frau verscharrten, er hat zugesehen, als sie Rachida danebenlegten, seine Schwiegertochter. Er sei zu matt gewesen, sagt er, um Schmerz zu empfinden.

Der Alte sucht die beiden Mädchen. Sakina, das ältere, geht an der Hand einer Frau, die er nicht kennt; das Baby wird von jemandem getragen, er weiß nicht, von wem.

Eine Zeit lang sieht er seine Enkelin vor sich, der Abstand vergrößert sich, irgendwann verschwindet sie zwischen den Dünen. Er sieht sie nie wieder.

Wenig später entdeckt er das Baby. Es liegt auf dem Rücken, leblos, bereits zur Hälfte mit Sand bedeckt.

An diesem 18. oder 19. Oktober 2013 scheint die Sonne in der südlichen Sahara auf Dutzende winzige dunkle Punkte, die in der riesigen, orangefarben leuchtenden Wüste, abseits der bekannten Route, vorwärtskriechen. Immer wieder bleibt einer der Punkte stehen, für immer; würde man lange genug warten, dann könnte man sehen, wie der Punkt langsam blasser wird, bis er sich schließlich im großen sandfarbenen Ganzen auflöst, als hätte es ihn nie gegeben.

So endet der vierte Tag.

Am fünften Tag erreichen die Ersten den Brunnen. Ali Sani, immer noch fiebernd, kann sich nicht erinnern, wie er gerettet wurde. Jemand sei ihm entgegengelauften, erzählt man ihm, sein Retter habe ihn über den Sand zum Brunnen gezogen.

Er erinnert sich daran, dass der Boden um den Brunnen nicht so heiß war wie der Wüstensand, und dass er steiniger war; dass er Wasser trank, sehr langsam; und dass er überrascht war, als ihm jemand Hirsebrei anbot, obwohl er kein Geld zum Bezahlen hatte.

Nur 17 Menschen haben den Brunnen am Ende erreicht. Samani ist unter den Geretteten, Mouddha mit seinem kleinen Sohn, der alte Issoufou Abdou, ebenso wie Ali Sani, der Malariakranke.

Der Ort des Unglücks ist für Ausländer unerreichbar, die nigrische Regierung warnt Europäer davor, Richtung Grenze zu reisen. Überall in Niger suchten kriminelle Banden ebenso wie die Terrorgruppe al-Qaida im Maghreb "gezielt nach Ausländern zum Zwecke der Entführung", heißt es auf der Website des Auswärtigen Amtes, im Grenzgebiet ebenso wie in der Region, in der Samani und die anderen leben.

Es gibt daher nur die Erinnerungen der Überlebenden. Und es gibt den Videofilm vom Ort des Sterbens, ein nigrischer Journalist hat ihn gedreht, am Tag, an dem die Leichen gefunden wurden.

Einige starben für sich, abseits der anderen; es scheint beinahe, als ruhten sie sich lediglich aus, den Kopf auf den Arm gelegt, als hätten sie es sich zum Sterben ein wenig bequem gemacht. Andere liegen in kleinen Gruppen, am Stamm eines Busches, als stürbe es sich im Schatten leichter. Auf einem Bild ist die Leiche eines Erwachsenen zu sehen, vermutlich ein Mann. Er liegt auf dem Bauch, er trägt ein T-Shirt mit dunklen Streifen, den rechten Arm hat er ausgestreckt, als würde er nach etwas greifen. Neben ihm, kaum eine Armlänge entfernt, liegt ein Kind, höchstens zwei Jahre alt, ebenfalls bäuchlings, in nahezu derselben Haltung: den kleinen Arm ausgestreckt, die nackten Füße leicht angewinkelt, den Kopf, zum Erwachsenen gedreht, gebettet im Sand.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Die Geretteten bleiben vier Tage am Brunnen. Am Abend des vierten Tages, erzählt Samani, taucht ein Toyota-Geländewagen auf, am Steuer ein Angehöriger der Tuareg. Er bringt Lebensmittel, Wasser und einen Gaskocher. Er war zwei Tage nach ihnen von Arlit aus aufgebrochen. Als er in Tamanrasset eintraf und sah, dass sie noch nicht angekommen waren, hatte er sich auf die Suche gemacht.

Der Mann fährt die Überlebenden nach Tamanrasset, die letzten Kilometer müssen sie laufen. Erst hier, in Algerien, begreift Ali Sani, dass die Reise nach Europa zu Ende ist. Sie werden von der Polizei aufgegriffen, bekommen provisorische Dokumente, zehn Tage haben sie Zeit, dann müssen sie Algerien verlassen haben. Samani und die anderen sind so erschöpft, dass ihnen selbst zum Betteln die Kraft fehlt. Als sie sich nach einer Woche zum ersten Mal in die Stadt hinaustrauen, werden sie von jungen Arabern mit Steinen beworfen.

Sie kehren in den Süden Nigers zurück, auf demselben Weg, den sie gekommen sind, auf Pick-ups, mit Sammeltaxis, die letzten Kilometer zu Fuß. Drei Tage trauern die Menschen in den Dörfern um die Toten, die Menschen sitzen in den Moscheen, schweigend.

Die Regierung von Niger kündigt eine Untersuchung an. Sie lässt die Fahrer verhaften, ebenso die Frau, die diese Reise angeblich organisiert hat, die Rede ist von 30 Festgenommenen, darunter auch Polizisten. Der nigrische Präsident reist nach Tsaouni, die meisten Toten stammen von dort. Die Nigrer, sagt er, sollten zu Hause ihr Glück suchen. Wörtlich sagt er: "Reißt euch zusammen."

Wird es einen Abschlussbericht geben, einen Prozess? Ein Urteil? Wird sich etwas ändern?

Man kann diese Fragen an die nigrische Regierung stellen, an einen jungen Beamten aus dem Innenministerium beispielsweise, hochgewachsen, schlank, offenes Hemd, der sich an einem Sonntagabend bereit erklärt für ein kurzes Gespräch. Den Tod der 92 Menschen nennt er nicht "Katastrophe", sondern "Ereignis".

Man kann ihm Fragen stellen, aber man darf nicht auf Antworten hoffen.

Wie viele Menschen fliehen jedes Jahr nach Norden? "Dazu kann ich nichts sagen."

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Wie weit ist die Untersuchung gediehen? Er bittet um Verständnis, "dazu, *mon ami*, darf ich nichts sagen", er lächelt.

Wird es einen Bericht geben, Ergebnisse, Erkenntnisse?

"Natürlich", sagt der Beamte, seine Finger trommeln gegeneinander. "Wenn so etwas passiert, werden wir Hand in Hand daran arbeiten, die Ursachen gemeinsam zu suchen und auch zu beseitigen."

Spanier und Italiener, sagt er, gäben Geld, damit die Nigrer im Niger bleiben, der junge Beamte nennt es "Hilfe". Tatsächlich geht es auch darum, Europa zu entzubern.

Ist die Tatsache, dass die algerische Grenze, auf Druck der EU, stärker bewacht wird als früher, der Grund dafür, dass die beiden Lastwagen den verhängnisvollen Umweg nahmen? Das, sagt der Beamte, habe "eine große Rolle gespielt".

Samani, der hoffte, durch die Reise nach Europa die Liebe seiner Frau zu gewinnen, stand irgendwann wieder vor seiner Hütte. Er hatte sie selbst gebaut, Nachbarn hatten ihm dabei geholfen, ein eigenes Haus ist die Voraussetzung dafür, heiraten zu dürfen.

Seine Frau hatte von dem Unglück in der Sahara gehört, tagelang ging sie davon aus, ihr Mann habe die Reise nicht überlebt. 40 Tage Trauer sehen die Stammesregeln vor, danach wäre sie frei gewesen. Samani ist sich nicht sicher, ob sie sich gefreut hat, ihn wiederzusehen.

Ein paar Zeitungen berichteten über die Katastrophe in der Sahara, Papst Franziskus schloss die Toten in sein Gebet ein. Mehr erfuhr man nicht darüber. Vielleicht liegt das an dem Ort; die Wüste ist weiter weg von Europa als Lampedusa, sie scheint keinen Anfang und kein Ende zu haben, die Menschen sterben zwischen Aufbruch und Ankunft, seltsam ortlos. Sie haben Afrika bereits verlassen und Europa noch nicht erreicht; sie krepieren in einem Niemandsland.

Würde Samani sich noch einmal auf den Weg machen, nach Norden, Richtung Europa?

Er blickt zum Dolmetscher, er macht eine kleine Pause, dann schaut er einem fest in die Augen.

"Ja", sagt er.